

Verdingkinder

Autor(en): **Hörning, R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 12

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635644>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

65 Kranken- und 9 Schwesternbetten Raum schuf. Auch die alten Teile der Anstalt wurden nach den Anforderungen der Zeit umgestaltet. Unsere beiden Abbildungen auf Seiten 138 und 139, deren Klischees uns von der Direktion der „Gottesgnad“-Anstalt aus ihrem interessanten Jahresbericht pro 1915 freundlichst zur Verfügung gestellt wurden, lassen erkennen, daß nicht nur Zweckbedürfnisse, sondern auch die Gesetze der Schönheit bei diesem Neubau zur Geltung kamen. Bekanntlich bestehen neben der Mutteranstalt in Beitenwil Zweiganstalten in St. Niklaus (seit 1909), Mett (seit 1898), Spiez (seit 1901), Neuenstadt (seit 1911) und in Langnau (seit 1913). Das „Gottesgnad“-Werk, das zu seinem Gedeihen der Unterstützung des gemeinnützigen Publikums bedarf, sei hiermit neuerdings dem tatbereiten Wohlwollen unserer Leser empfohlen.



Die neue Anstalt „Gottesgnad“ in Beitenwil. Hauptfassade.

Derdingkinder.

Etwas aus meinen Erfahrungen.

Von Frau R. Hörning, Bern.

Als Mitglied des Vereins für Kinder- und Frauenschutz und als Vormünderin habe ich einige Erfahrungen gesammelt, die ich aufzeichne mit der Hoffnung, daß sie dem einen oder andern die Augen öffnen möchten über Zustände, die noch vielerorts herrschen in Familien, wo Verdingkinder aufgenommen werden.

Es muß gleich vorausgeschickt werden, daß eben alle die, die Kostkinder nehmen, mit wenigen Ausnahmen es tun, um etwas zu verdienen, was ganz begreiflich ist. Eltern mit eigenen Kindern wissen, wie schwer es ist, diese großzuziehen, wieviel Sorgen und oft Entbehnungen sie sich auferlegen müssen. Ich bin daher stets dafür, daß, wenn immer möglich, ein anständiges Kostgeld zu bezahlen sei und verwerfe ganz und gar die Kostgelder-Skala der Armenbehörde, wo bei zunehmendem Alter der Kinder die Vergütungen kleiner, dafür aber, namentlich auf dem Lande, Knaben und Mädchen als Knechte und Mägde über ihre Kräfte ausgenützt werden. Es ist aber nicht gesagt, daß bei guten Kostgeldern die Verpflegung immer befriedigend ist und manchmal auf die besten Empfehlungen hin ist keine Garantie für eine solche vorhanden.

Folgende zwei Fälle als Beispiele:

1. Ich vernahm vor einigen Jahren von einem kleinen Buben, das von seiner Mutter, einer Köchin, in einem Außenquartier verkostgeldet war. Dieselbe hatte eine anstrengende Stelle inne und konnte sich nicht oft ihres Kindes annehmen. Gutmütig wie sie ist, bezahlte sie nebst einem monatlichen Kostgeld von 30 Fr. noch allerlei, das angeblich zur Stärkung und für Neuanschaffungen für den Kleinen benötigt wurde. Sie tat es in der Voraussetzung, daß derselbe somit gut versorgt sei. Sie wurde buchstäblich ausgezogen. Von einer befreundeten Dame aufmerksam gemacht, suchte ich das Buben auf und fand in einem armseligen Haushalt in einer Luft, die einem fast den Atem benahm, in einem schmutzigen Bettchen ein Kind von etwa 1½ Jahren vor, das dem Tode nahe war. Das Gesichtchen, die Drehen blutleer, die Augen ganz verklebt, lag es apatisch da, und als ich die Decke aufhob, sah ich, daß es in einer ganz unbehaglichen Lage mit einem Beinchen an der Bettstelle angebunden im Schmutz lag. Was ich bei diesem Anblick empfand, ist schwer zu beschreiben. Ich suchte sofort

die Mutter des Kleinen auf, die froh war, jemanden gefunden zu haben, der die Aufsicht über die weitere Pflege des Kindes übernehmen würde, und mit ihrem Einverständnis holte ich dasselbe. Eine Freundin von mir stellte mir ihre Magd zur Verfügung, und unter Verwünschungen und Drohungen seitens der bisherigen Pflegemutter widelten wir das Buben warm ein und trugen es abwechselnd in unser Heim. Der sofort herbeigeholte Arzt konstatierte Masern und Keuchhusten bei allgemeinem unterernährten Befinden und war überhaupt entsetzt über das elende Wesen; die Beinchen waren anzufühlen wie ein Schwamm. In den nun folgenden Tagen konnte ich vieles beobachten und mir ein Bild machen von den Leiden, denen so ein armes Kind ausgelegt ist. Wenn ich den Knaben reinigen mußte, griff er sich ängstlich mit beiden Händchen an den Kopf, eine Gebärde, die einem ins Herz schnitt und nur nach längerer Zeit und beruhigendem Zureden ließ er es ruhig geschehen. Als kleines Buben hatte er im übrigen die Situation rasch erfaßt; er weinte nie, lachte auch nicht, nur seine Augen waren stets auf mich gerichtet. Er verfolgte jede meiner Bewegungen, und verließ ich das Zimmer, so blieb sein Blick nach der Türe gerichtet; kein freundliches Zureden von Drittpersonen konnte ihn ablenken, und wie ich wieder eintrat, drehte er sein Köpfchen immer nach der Seite hin, wo ich mich befand.

Nachdem Hansli sich ordentlich erholt hatte, suchte ich nun ein gutes Plätzchen für ihn und glaubte, mich in einer sympathisch aussehenden, mir von einem Mitglied der Armenbehörde empfohlenen Frau nicht getäuscht zu haben. Leider lehrte die Folge, daß dem nicht so war. Die kinderlosen Leute hatten Schulden und einen ganz ungeordneten Hausstand. Die Frau kam immer zu mir, Geld borgen und wollte das Kostgeld stets zum voraus haben. Das Kind wurde auf eine verhängnisvolle Weise verwöhnt und bekam statt Milch oft Alkohol zu trinken. Man suchte auf alle mögliche Weise mich zu täuschen. Bemüht, etwas Besseres, wenn möglich Bleibendes zu finden, entschied ich mich schließlich für ein älteres, mir von allen Seiten empfohlenes Ehepaar auf dem Lande. Ich versprach mir viel von guter Milch und reiner Luft, verbunden mit reinlicher Pflege. Die Leute waren arm, aber sauber. Ein Wechsel des Pflegeortes war mir immer sehr zuwider, da das weinende Kind meine guten Absichten nicht verstehen konnte. Es ließ sich nun alles ganz gut an und ich war glücklich, endlich, wie ich meinte, das Rechte gefunden zu haben; doch ist es nicht leicht, gleich in der ersten Zeit ein richtiges

Bild über die Verhältnisse zu erhalten. Während dieser dreijährigen Versorgung bot sich mir nun reichlich Gelegenheit, Einblicke in ländliches Leben zu erhalten. Zuerst mußte ich erfahren, daß die Pflegeeltern von dortigen Leuten für Kinderpflege gerühmt wurden (sie hatten noch einen Knaben und ein Mädchen bei sich), um denselben eine Verdienstgelegenheit zu bieten, damit sie nicht der Gemeinde zur Last fallen. Dann war nicht so reichlich Milch vorhanden, wie ich glaubte; sie mußte auch vorerst gekauft werden. Hansli gedieh nicht so, wie ich mir vorgestellt; es hieß immer, daß er die Milch nicht trinken wolle, und meine Besuche waren zu kurz, als daß ich mich darüber hätte orientieren können.

Obwohl er sich sehr an die alte Mutter angeschlossen und überhaupt gerne dort war, stand es gleichwohl fest bei mir, das Kind bloß noch bis zum schulpflichtigen Alter in dieser Pflege zu belassen, um alsdann hoffentlich eine gute und letzte Verpflanzung vorzunehmen.

In diesem Beschluß wurde ich bestärkt, als in die engen Stuben noch ein verwandtes junges Ehepaar mit drei Kindern einzog und somit in einem Stübchen zwei Erwachsene und drei Kinder schlafen mußten.

Im Sommer gingen die Frauen Beeren und Schwämme suchen; Hansli mußte auch mithelfen, und da er nie begreifen konnte, daß er die Beeren nicht essen sollte, so war oft des Klagens über ihn kein Ende.

Aber auch die Verhältnisse außerhalb des Hauses schienen mir von keinem guten Einfluß für ihn zu sein. Die Pflegeeltern waren sogenannte „Huslüt“ bei einem Bauern und bewohnten das Stöckli, das hart neben dem großen Bauernhaus stand. Die gleichaltrigen Kinder des Bauern duldeten kein besseres Spielzeug bei den „Huslüt“-Kindern und meine gutgemeinten Geschenke wanderten auf den Estrich, nur um Neid und Zank zu verhindern. Ich hörte von manchem Unrecht, das diese armen Leute stillschweigend hinnehmen mußten. Grobe Knechte lockten die Kinder in den Stall und freuten sich, wenn sie sich recht beschmuckten, und hießen sie im Kot herumtreten; dabei führten sie grobe Reden. Einer von ihnen amüsierte sich an schönen Sonntagnachmittagen, Vogelnester aufzusuchen und die junge Brut grausam hinzumorden. Er prahlte mit seinen Taten, und mit großen erschreckten Augen erzählte auch Hansli mir davon. Der Bauer wisse es, aber sage nichts, hieß es, und fast unter Tränen ersuchte mich die Frau, nichts zu unternehmen, da sie eben da wohne und froh sei, diese passende Wohnung gefunden zu haben.

Seit Oktober ist der Knabe nun in einem Kinderheim untergebracht und muß dieses Frühjahr zur Schule. Er hat sich sehr entwickelt, ist gesund und kräftig und hat nun die Milch trinken gelernt. Die körperliche Entwicklung macht mir keine Sorge mehr, wohl aber die geistige; er hat viel gehört, was nicht gut war, die Folgen zeigen sich jetzt.

Seine Mutter, die durch den Krieg eine Zeitlang arbeitslos war, hatte Mühe, das Kostgeld regelmäßig zu entrichten, und um sie ein wenig zu entlasten, beschloß unser Verein, Sektion Stadt, etwa ein Drittel der Erziehungskosten zu übernehmen und sich dadurch ein Recht zu sichern, zum weitem Gedeihen des Knaben mitzureden und denselben vor der Heimkehr an seine arme Berggemeinde zu schützen, falls das Kostgeld je durch Arbeitslosigkeit der Mutter ausbleiben sollte.

2. Ich wurde ferner als Vormünderin von einem einjährigen Mädchen ernannt. Die Mutter desselben, eine Kellnerin, ließ sich mit einem gutsituierten Kaufmannssohn in ein Verhältnis ein. Eine Heirat scheiterte aber an dem Widerstande der Eltern des jungen Mannes. Bei der Geburt des Mädchens händigten sie der Mutter eine Summe aus, die von ihr als einmalige Abfindungssumme quittiert wurde. Wieder genesen, trug sie das Geld in einem Täschchen mit sich herum und war dann selbst

erstaunt, als nichts mehr vorhanden und sie und das Kind absolut mittellos waren.

Sie versah dann wieder eine Stelle als Kellnerin und hatte das Mädchen bei ordentlichen Leuten untergebracht. Nach einem Jahre konnte eine Schwester von ihr, eine Mutter von sechs kleinen Kindern, sie überreden, ihr das Kind in Pflege zu geben; es gehe mit den andern und sei ihr gleichzeitig ein Verdienstchen.

Ich übernahm die Vormundschaft, als Köseli schon bei seinen Verwandten weilte.

Diese Leute wurden mir als „schwierig“ geschildert und daß nicht gut mit ihnen zu verkehren sei. Ich konnte dies mit der Zeit bestätigen; denn mein Amt wurde mir nicht leicht gemacht. Sie sahen in mir immer den Eindringling und gaben zu verstehen, daß meine Vormundschaft absolut nicht nötig sei, da ja die Schwester das Kostgeld bezahle. Ich ließ mich aber nicht beirren, besuchte das Kind so oft als möglich und hoffte, mit der Zeit nicht nur das Vertrauen des Kindes, sondern auch das seiner Pflegeeltern zu gewinnen. Ersteres gelang mir sofort und stets huschte ein befriedigtes Lächeln über sein Gesichtchen, wenn es mich erblickte. Es fühlte instinktiv die Beschützerin in mir.

Da mir der Verdienst der Mutter durch häufigen Stellenwechsel nicht gesichert schien, setzte ich mich mit den Eltern des Vaters in Verbindung, indem ich ihnen nahelegte, daß mit der seinerzeit bezahlten Abfindungssumme, auch wenn dieselbe noch vorhanden, kein Kind in noch so bescheidenen Verhältnissen erzogen werden könnte und die Kellnerin eben doch das schriftliche Eheversprechen besitze. Ich fand die Leute sehr erbittert, teils durch den leichtsinnigen Streich ihres Sohnes und nicht minder durch die Drohbriebe der Pflegeeltern von Köseli, die unausgesetzt eintrafen, um Geld für den Unterhalt des Kindes zu erhalten. Die Sache war bereits wegen Erpressungsversuch einem Advokaten übergeben. Nachdem ich ihnen aber versichert hatte, daß sie in Zukunft absolut nicht mehr belästigt würden und überhaupt die Erziehung des Mädchens beaufsichtigt werde, sandten sie einige hundert Franken ein und ließen durchblicken, daß sie gewillt wären, später ein Mehreres zu leisten. Ich war vorderhand zufrieden.

Der Amtsvormund riet mir, die hievorige genannte Summe den Pflegeeltern bekanntzugeben, damit sie nicht glauben sollten, es wäre noch viel mehr vorhanden. Das Geld wurde von mir auf der Bank angelegt; es sollte nur in ganz außergewöhnlichen Fällen, wie Arbeitslosigkeit oder Krankheit der Mutter angegriffen werden.

(Fortsetzung folgt.)

De Früelig zündt sis Ampeli a.

De Früelig zündt sis Ampeli a:
„I mueß dank heiter mache!
Seh, Haselbusch, gang du vora,
Lueg, as die Lüt verwache.“

Pok tusig, goht jet s'Wärche los!
„Gschwind no nes bißeli Räge,
Rüeft us em Garte d'Tuberos,
„Mer wänd zerst s'Stübli säge!“

Das isch e Lärme-n-und e Pracht
Uf euser alte-n-Aerde! —
„Jet no früsch Umhäng häre gmacht,
Und denn cha's Ostere wärde!“

Sophie Hämmerli-Marti:
„Im Bluejt.“